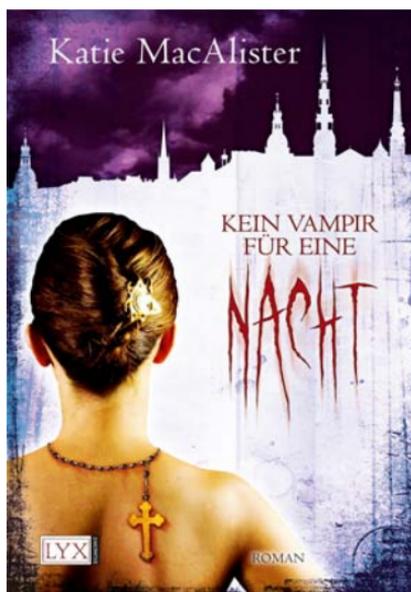




Unverkäufliche Leseprobe

Katie MacAlister
Kein Vampir für eine Nacht



400 Seiten

ISBN: 978-3-8025-8139-7

Mehr Informationen zu diesem Titel:
www.egmont-lyx.de



Die Nachricht, die an der Hotelrezeption für mich bereitlag, war kurz und bündig: „Wenn Sie keinen hieb- und stichfesten Beweis für die Existenz von Geistern aus England mitbringen, brauchen Sie erst gar nicht ins Büro zurückzukommen. Spinner und Stümper können wir hier nicht gebrauchen!“

Unterschrieben war sie von meinem Chef, dem Vorsitzenden der Weststaatensektion der Amerikanischen Gesellschaft zur Erforschung des Übersinnlichen, Anton Melrose II.

„Ist ja großartig!“, murmelte ich, zerknüllte das Papier und warf es in den dafür vorgesehenen Behälter am Ende des Rezeptionstresens. Ich wünschte, ich hätte auf der Stelle einen oder zwei Dämonen beschwören können, die meinen Chef einmal so richtig das Fürchten lehrten. „Dem würde ich furchtbar gern das Maul stopfen!“

Die Frau an der Rezeption reichte mir lächelnd meinen Zimmerschlüssel. „Tut mir leid, Miss Telford, für den Inhalt der Nachrichten sind wir nicht verantwortlich. Wir sind dazu verpflichtet, sie in jedem Fall weiterzuleiten.“

Geschützt durch meine Sonnenbrille, die ich so gut wie immer trug, erwiderte ich ihr Lächeln. „Ist schon in Ordnung, kein Grund zur Sorge – mein Leben geht nur gerade den Bach runter. Ist zufällig gerade ein Computer frei, wissen Sie das? Ich brauche nur ein Viertelstündchen.“

Tina, die Empfangsdame des Londoner St.-Aloysius-Hotels, warf einen Blick auf die Anmeldeleiste für die beiden Computer in dem kleinen dunklen Raum, der Geschäftsleuten zur Ver-

fügung stand, die nicht ohne Internetzugang leben konnten. „Einer ist frei, gehen Sie nur!“

Ich nahm meine Tasche, in der es leise klirrte, bedankte mich und hinkte den kurzen Korridor hinunter, der zum Computerraum führte. An einem der beiden Geräte saß ein junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren mit zerzaustem Haar, der eine gepiercte Augenbraue hochzog, als die Glasflaschen in meiner Tasche deutlich hörbar gegeneinanderschlugen, obwohl ich sie ganz vorsichtig neben dem Stuhl vor dem zweiten Computer abstellte.

„Das ist Weihwasser“, erklärte ich ihm, worauf er die Augenbraue noch ein bisschen höher zog. „Für die Geister. Nicht zum Trinken. Das heißt, man kann es trinken, aber wie ich mir habe sagen lassen, schmeckt es wie oxidiertes Leitungswasser.“

Er sah mich verdutzt an.

„Reichlich schal“, fügte ich an und wandte mich dem Computer zu. Ich wartete, bis der junge Mann wieder auf seinen Monitor schaute, bevor ich meine Sonnenbrille hochschob, um besser sehen zu können. Dann loggte ich mich rasch in den E-Mail-Account ein, den ich für meine seltenen Einsätze außerhalb von Sacramento eingerichtet hatte – ganze zwei Mal war ich bisher im Dienste der Gesellschaft auf Reisen gewesen –, und überflog ebenso rasch die sechs Mails, die ich erhalten hatte. „Spam über ein pflanzliches Mittel, das meinen Penis garantiert größer macht, Spam über günstige Kredite, eine E-Mail von Mom, irgendwelcher Schweinkram, den ich gar nicht erst öffne, eine E-Mail von Corrine und noch eine Spam-Mail mit der Frage, ob ich Single bin. Es ist schön zu wissen, dass man vermisst wird!“

Der junge Mann kicherte, loggte sich aus und nahm seine Aktentasche, die der Name einer großen Software-Firma zierte. „Begegnen Ihnen denn viele Geister?“, fragte er, als er aufstand und den Stuhl an den Tisch schob.

Ich setzte mir schnell die Sonnenbrille wieder auf die Nase. „So viele, dass ich kaum mal einen Moment für mich habe. Sie sind sehr einfach gestrickt, wissen Sie, und verhalten sich im Grunde wie junge Hunde. Ein paar freundliche Worte, ein liebevoller Klaps, und schon laufen sie einem ständig hinterher.“

Der Mann starrte mich eine ganze Weile an und schien zu überlegen, ob ich das ernst gemeint hatte.

Ich hob beschwichtigend die Hände. „Das war ein Scherz. Ich habe noch nie einen Geist zu Gesicht bekommen!“

Er wirkte erleichtert und setzte rasch das typische spöttische Grinsen auf, das allen Jungspunden um die zwanzig gemein ist. Ich beachtete ihn nicht weiter, als er den Raum verließ, schob meine Sonnenbrille hoch und las die E-Mail meiner Mutter, die ich später beantworten wollte. Dann klickte ich die von Corinne an.

Allie, ich will dich nur schnell daran erinnern, dass morgen Abend um 19 Uhr Londoner Zeit die Signierstunde von Dante bei Hartwell's in Covent Garden stattfindet. Wenn du nicht hingehst, tue ich dir etwas an, das so schrecklich ist, dass ich es hier nicht aufzuschreiben wage!

Ich hoffe, du amüsierst dich! Lass mich raten: An meinen Rat, die Sonnenbrille zu Hause zu lassen, hast du dich wohl nicht gehalten, oder?

Corinne

PS: Vergiss nicht, Dante das Schlüsselband zu geben, das ich für ihn gemacht habe. Und sag ihm, wie lange ich dafür gebraucht habe, seinen Namen in das Bannmuster zu stecken! Und vergiss nicht, den Bann zu aktivieren! Ich werde mich wohl nie davon erholen, was für eine Blamage es war, als du Russell Crowe das Schlüsselband ohne Bann überreicht hast!

„Wirklich zu schade! Es ist mir schleierhaft, wie das passieren konnte, aber das Schlüsselband für C.J. Dante habe ich zu Hause liegen lassen“, sagte ich zu dem Computer, loggte mich aus und setzte für den Fall, dass mir jemand auf dem Korridor begegnete, die Sonnenbrille wieder auf. Dann blieb ich jedoch noch einen Moment sitzen, weil ich mich so erschöpft fühlte, und lauschte den Geräuschen im Hotel und draußen auf der stark befahrenen Straße. Antons Nachricht hatte meine Abgeschlagenheit nur noch verschlimmert. Ich hatte die Zeichen der Zeit längst erkannt – in den vergangenen sechs Monaten war „Beweise oder Kündigung“ sein Motto gewesen, und in puncto Beweise hatte ich erbärmlich wenig bis gar nichts zu bieten.

„Es sieht schlecht aus, Allie“, sagte ich zu mir. „Ohne Beweis kein Preis, und Jobangebote für Möchtegern-Beschwörerinnen sind leider Gottes ziemlich dünn gesät.“

Meine Stimme hallte durch den Raum, und ich brütete noch ein Weilchen über meinen düsteren Zukunftsaussichten. Es war mir viel zu anstrengend, mich aufzuraffen und meine Tasche die Treppe zu dem kleinen Eckzimmer hinaufzuschleppen, das man mir zugewiesen hatte, aber ein Blick auf die Uhr brachte Bewegung in meine müden Glieder, denn oben wartete mein Bett, und ich brauchte dringend noch ein paar Stunden Schlaf, bevor ich mich zu einem alten Gasthaus aufmachen musste, in dem es angeblich spukte, um dort auf Geisterjagd zu gehen.

Der Traum begann, noch bevor ich das Gefühl hatte, richtig in den Schlaf zu sinken. Es war dunkel, mitten in der Nacht, und die Luft war feucht und muffig. Ich ging durch ein leeres altes Haus, dessen Wände mit Flecken von Schimmel und anderen ekelhaften Dingen verunziert waren, die ich gar nicht genauer bestimmen wollte. Meine Schritte hallten durch das Haus, während ich suchend von Zimmer zu Zimmer ging. Irgendetwas zog

mich an, aber was und wo es war, das wusste ich nicht. Aus den Augenwinkeln sah ich jedes Mal, wenn ich einen Raum betrat, kleine schwarze Schatten davonhuschen und vernahm leise geisterhafte Geräusche. Mäuse oder etwas Schlimmeres?, fragte ich mich und fuhr mit den Fingern über das verstaubte Geländer einer Treppe, die mich nach unten in eine pechschwarze Finsternis führte. Furchtlos, wie ich es im echten Leben keineswegs war, öffnete ich die Tür am Fuß der Treppe und erblickte einen Mann, der ausgestreckt auf einem Tisch lag.

Einen *Mann*? Obwohl ich träumte, korrigierte ich mich sofort. Er war kein Normalsterblicher; er war ein Gott, ein männliches Prachtexemplar, eigens für mich geschaffen. Sein langes schwarzes Haar hob sich wie ein dunkler Heiligenschein von dem hellen Holz des Tisches ab. Seine Augen waren offen und dunkel, jedoch nicht so dunkel wie sein Haar, eher mahagonifarben mit satten changierenden Braun- und Rottönen und einem Hauch von Gold am Rand der Pupillen. Sein scharf geschnittenes Gesicht mit dem kantigen Kinn war regungslos, als schliefe er, aber seine Augen beobachteten mich, als ich den Raum betrat. Bis auf ein Stück Stoff, das seine Scham bedeckte, war er nackt, und seine Haut war mit Hunderten kleiner Schnitte übersät. Das Blut tröpfelte langsam aus den Wunden auf den Boden.

Ich ging auf ihn zu, weil es mich drängte, seine Wunden zu berühren und zu heilen, aber als er plötzlich meinen Namen sagte, erstarrte ich und blieb wie angewurzelt stehen.

„Allegra“, sagte er und sah mich gequält an. „Hilf mir! Du bist meine einzige Hoffnung.“

Ich streckte die Hand aus, um ihm eine Haarsträhne aus der Stirn zu streichen und ihm zu versichern, dass ich tun würde, was auch immer nötig war, damit er nicht länger leiden musste. Ich würde dafür sorgen, dass er in Frieden ruhen konnte. Als

meine Finger seine heiße Haut berührten, erwachte ich keuchend. Ich saß kerzengerade in meinem Hotelbett und zitterte am ganzen Körper, obwohl ich die Heizung aufgedreht hatte, bevor ich schlafen gegangen war.

„Was zum ... Oh nein, träume ich jetzt auch schon tagsüber?“ Ich griff nach der Karaffe mit Wasser, die ich mir immer neben das Bett stellte. Wasser kann zwar nicht den schlechten Geschmack vertreiben, den Albträume in meinem Mund hinterlassen, aber wie ich herausgefunden habe, trägt es maßgeblich dazu bei, die Dauer meiner nächtlichen Torturen zu verkürzen.

Fetzen des Traums geisterten noch durch meinen Kopf, während ich unter der Dusche stand, mir die Zähne putzte und eine schwarze Hose und eine weiße Seidenbluse anzog. Ich betrachtete mich stirnrunzelnd im Spiegel und steckte mein braunes Haar nach hinten. Dann legte ich gerade so viel Make-up auf, wie nötig war, um mich in der Öffentlichkeit bewegen zu können, ohne kleine Kinder oder ältere Herrschaften zu erschrecken. Ich hatte dunkle Ringe unter den Augen, die fast wie Blutergüsse aussahen.

„Und das wird noch viel schlimmer, wenn ich jetzt auch noch anfangen, tagsüber zu träumen“, sagte ich zu meinem Spiegelbild, das angesichts dieser Prognose nicht besonders glücklich zu sein schien. Wie sollte es auch! Der Schlaf war ein kostbares Gut, und wenn mir nun auch noch verwehrt wurde, tagsüber nachzuholen, was ich jede Nacht versäumte, dann sah ich innerhalb von wenigen Tagen aus wie ein richtiger Zombie.

Ich räumte das Zimmer auf und machte in meiner Tasche Ordnung: Das Diktiergerät brauchte neue Batterien, eine Weihwasserflasche hatte sich ihrer schützenden Baumwollhülle entledigt und schlug gegen die Wärmebildkamera, und das Messgerät für elektromagnetische Wellen war fast aus seinem Lederetui gerutscht und drohte die Vorderseite des Ionen-

analysators zu verkratzen. Ich zog an den Gurten, mit denen die Bewegungsmelder an der Innenseite festgeschnallt waren, vergewisserte mich, dass das Infrarot-Nachtsichtgerät in Ordnung war, und tauschte den beschädigten Ultraschalldetektor gegen ein neueres Fabrikat aus, das ich am Nachmittag gekauft hatte.

„Zu schade, dass der ganze Zauber anscheinend nichts bringt“, sagte ich traurig zu der Tasche, doch die antwortete nicht. Ich setzte mich neben sie auf den Boden und schaute auf die Uhr. Mir blieb immer noch eine Stunde Zeit, bis ich losmusste.

„Carpe diem!“, murmelte ich und holte ein Stück Kreide aus der Tasche. „Kann ja nicht schaden, es noch mal zu versuchen. Wozu sitze ich hier in einem Hotelzimmer, in dem es angeblich spukt, wenn ich den Geist nicht zu sehen bekomme?“

Während ich alle Gedanken aus meinem Kopf verbannte und eine geöffnete Tür bemerkte, zeichnete ich mit der Kreide einen Kreis auf den Boden. Wenn ich den Geist beschworen hatte, blieb er so lange in dem Kreis gefangen, bis ich ihn entweder auf die nächste Existenzebene schickte oder im Hier und Jetzt verankerte.

Theoretisch jedenfalls. Es war mir noch nie gelungen, einen echten Geist zu beschwören, obwohl ich in einer Villa an der Küste von Oregon, in der angeblich der Geist eines reichen Holzhändlers herumspukte, immerhin schon einmal einen kalten Wind zu spüren bekommen hatte. Aber wie Anton mir natürlich gleich unter die Nase gerieben hatte, machte ein Luftzug noch keinen Geist, und ich war mehr als verzweifelt. Mein Job stand auf dem Spiel, und obwohl ich wusste, dass es in England von Geistern wimmelte, hatten sie sich bisher von mir ferngehalten.

Etwas lustlos intonierte ich die Worte, die man üblicherweise zur Beschwörung von Geistern verwendete.

„Es wird sowieso nicht funktionieren“, sagte ich zu meinen Zehen, als ich mit der Formel fertig war. „Es hat ja noch nie

funktioniert! Ich werde wohl nach Hause fahren müssen, ohne einen einzigen Geist beschworen zu haben, und das wird das Ende meiner kurzen und alles andere als großen Karriere als Beschwörerin sein. Blöde englische Geister! Einer Besucherin von außerhalb könnten sie doch wenigstens den Gefallen tun, mal kurz aufzutauchen!“

Ich nahm das Fläschchen Totmann-Asche zur Hand, das ich sicherheitshalber mitgenommen hatte. Denjenigen, die sich mit Beschwörungen nicht auskennen, sei an dieser Stelle erklärt, dass Totmann-Asche durch Verbrennen von Ästen und Zweigen hergestellt wird, die auf ein Grab gefallen sind. Es ist gar keine echte Totenasche, aber mir gefällt der bildliche Name sehr. Eine Hexe hatte mir einmal erzählt, dass sie sehr erfolgreich mit Totmann-Asche arbeitete, und so öffnete ich das Fläschchen und schüttete etwas von der grauen Asche in meine Hand, die ich dann über den Kreis hielt. Ich wiederholte die Beschwörungsformel und ließ die Asche in den Kreis rieseln, während ich erneut eine Tür bemerkte, die sich langsam öffnete, um alles Vorstellbare und Unvorstellbare einzulassen.

Die Luft innerhalb des Kreises begann ein wenig zu flimmern. Ich kniff die Augen zusammen und wedelte die Ascheflöckchen fort, die aus dem Kreis direkt auf meine Nase zuschwebten. War es nur die Asche oder bildete sich da tatsächlich eine Gestalt heraus?

Das Schimmern in der Luft war zwar sehr schwach, aber deutlich zu erkennen. Ich wedelte abermals mit der Hand vor meinem Gesicht herum und überlegte, ob ich vielleicht etwas mehr Totmann-Asche verstreuen sollte. Die Luft innerhalb des Kreises begann sich zusammenzuballen, als wolle sie eine Gestalt formen, wisse aber nicht so recht, welche.

Ich atmete tief durch, um die Beschwörungsformel noch einmal zu wiederholen, doch dann musste ich furchtbar niesen, weil

ein paar Ascheflöckchen in meine empfindliche Nase gelangt waren.

Plötzlich stand eine kleine grau-weiße Katze mit gelben Augen vor mir, der ein Hinterbein fehlte. Sie starrte mich verärgert an. Mir fiel die Kinnlade herunter, als mir bewusst wurde, dass der verschwommene Körper der Katze durchsichtig war.

Und als ich begriff, was ich da vor mir hatte – einen echten Geist! –, bekam ich eine Gänsehaut und mir sträubten sich die Nackenhaare. „Ich habe es geschafft! Ich habe einen Geist beschworen! Oh, mein Gott, wenn ich das denen im Büro erzähle! Du, mein liebes, kleines Miezekätzchen, hast mich soeben vor dem Rausschmiss bewahrt!“

Ich sprang auf und strahlte die Katze an. „Mein erster Geist! Mein erster richtiger Geist steht live vor mir!“

Die Katze zuckte angesichts meines Ausbruchs nervös mit den Ohren, dann setzte sie sich, um sich das Hinterteil zu lecken.

„Gut, okay, lebendig bist du natürlich nicht, aber du bist ein Geist! Ein Katzengeist! Wer hätte gedacht, dass in diesem Zimmer eine Katze herumspukt? Das ist echt cool!“

Ich hielt meine Hand in den Kreis, um zu testen, ob ich um die Katze herum irgendwelche Schwingungen spürte, doch da begann ihre Gestalt sofort zu flimmern, wie man es von alten Fernsehern mit schlechtem Empfang kennt.

„Ach, stimmt ja, ich kann den Kreis erst brechen, wenn ich dich verankert habe.“ Ich krabbelte rasch zu meiner Tasche und kramte darin, bis ich mein Notizbuch fand. „Das ist einfach großartig! Ich kann nicht glauben, dass ich es geschafft habe! Ein Geist! Anton wird grün vor Neid! Okay, Pussi, bleib einfach brav da sitzen, dann verankere ich dich, damit du den Kreis verlassen kannst. Mal sehen ... äh ... Verankern, verankern ... Aha, hier steht es!“

Das Verankern eines beschworenen Geistes ist eine ziem-

lich einfache Angelegenheit: Beschworene Wesen sind per se an die Person gebunden, die sie gerufen hat. Sie zu verankern bedeutet lediglich, dass sie nicht auf eine andere Existenzebene entweichen können, bevor der Beschwörer oder die Beschwörerin sie freilässt.

„Die Kräfte des Lebens leuchten hell in mir“, sagte ich zu der Katze. Sie fuhr unbeeindruckt mit der Körperpflege fort. „Die Macht des Todes bindet dich an mich. Bis der Tod über das Leben siegt, unterstehst du meinem Befehl. Kraft meiner Worte verankere ich dich im Hier und Jetzt!“

Die kurze, einfache Formel war nun wirklich nichts Besonderes, aber während ich die Worte sprach und mit dem Finger Schutzsymbole auf meine linke Hand und über mein rechtes Auge zeichnete, wurden die Umrisse der Katze immer schärfer, und als ich fertig war, sah sie aus wie eine leicht durchscheinende Figur aus einem Schwarz-Weiß-Film. Ich hielt meine Hand in den Kreis und stellte erfreut fest, dass das Bild der Katze nun kein bisschen mehr flimmerte. „Zumindest weiß ich jetzt, dass die Verankerung funktioniert“, sagte ich, während ich mit der Hand durch die Katze hindurchfuhr. Ich spürte ein leises Kribbeln in den Fingerspitzen, aber ansonsten fühlte sich der Geist an wie ... nun, wie Luft eben. Wie leicht kribbelnde Luft.

„Bilder!“, rief ich und wühlte in meiner Tasche. Ich nahm meine Digitalkamera heraus und schnippte ein paarmal mit den Fingern, bis die Katze in meine Richtung schaute. Als es blitzte, legte sie die Ohren an, aber ich konnte einige Fotos machen, bevor sie aufstand und davonhumpelte, um meine Schuhe zu beschnuppern. „Das werden die zu Hause nicht glauben“, murmelte ich vor mich hin und sah mir in dem Display auf der Rückseite der Kamera die Aufnahmen an. Die Katze war ein bisschen unscharf, aber dennoch klar zu erkennen. Ich hätte sie umarmen können, so glücklich war ich.